

Berliner Tageblatt



Für unbetragte eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

und Handels-Zeitung.

Verl.-Redaktion: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Der reichsländische Konflikt.

Die Bischöfe von Straßburg und Metz unterlagen den katholischen Lehrern in ihrem Hirtenbriefe, Mitglieder des Allgemeinen deutschen Lehrervereins zu werden. Die Antwort ist, daß Weihnachten 1909 von den Lehrern der elsass-lothringische Lehrerverein aufgehoben und an seiner Stelle der Zweigverein des deutschen Lehrervereins errichtet wird. Dieser Weichsluß wurde mit 89 gegen 11 Stimmen gefaßt. Nun tritt der Staatssekretär Jörn v. Bulach auf den Plan und spricht den Bischöfen Dr. Frisen und Benzler das Recht ab, den Lehrern Verhaltensmaßregeln zu erteilen; „ich muß daran festhalten, daß die mir nachgeordneten Beamten und Lehrer hinsichtlich ihres Verhaltens lediglich von ihren Vorgesetzten Weisungen erhalten,“ heißt es in dem Schreiben des Staatssekretärs Jörn v. Bulach. Das sind die allgemeinen Umrisse des jetzt zwischen Staat und Kirche in den Reichsländern hervorgerufenen Konflikts.

Wenn man die ultramontane Presse auf diesen Konflikt hin betrachtet, dann findet man neben Ausdrücken der Entrüstung über die katholischen Lehrer, die sich so weit vergewissen hätten, ihrer eigenen Religion (!), entgegen der Mahnung ihres Oberhirten, den Kindern zu lehren,“ besonders die Versicherung, daß die Lehrer ja schon bisher vom Bischof völlig unabhängig gewesen seien. Der katholische Klerus habe nirgends in der Schule so wenig zu sagen, als gerade in Elßaß-Lothringen; das Ziel, das der deutsche Lehrerverein in Altdiedland erstrebe, sei hier längst verwirklicht; von einer geistlichen Schulaufsicht sei im Reichsländ keine Rede. Wenn es sich so verhält, dann ist es doppelt unverständlich, daß die beiden reichsländischen Bischöfe sich herausnehmen, die elsass-lothringischen Lehrer an ihrem Gängelband führen zu wollen. Aber man dürfte in der Annahme nicht fehl gehen, daß bisher der Klerus in den Reichsländern trotz der freieren Schulverfassung die Lehrer in seiner Gewalt hatte.

Dieser Ansicht sind offenbar auch die Lehrer in den Reichsländern selbst gewesen. Sie erblickten in dem Anschlag an den deutschen Lehrerverein einen „neuen Jungbrunnen, der die Kraft in sich birgt, die Jungeln der alten Schulaufsicht der Kirche Elßaß-Lothringens zu glätten“, und sie hofften, damit die Volksschule „vom kirchlichen Joch zu entlasten.“ Deshalb proklamieren sie den Kampf gegen den Widerstand aller ihrer, deren Weisungen nur blüht, wenn es gelingt, das Volk aus weiteh in Unwissenheit und damit in Stumpfheit und Trägheit zu erhalten.“ Um es mit einem Worte zu sagen: In Elßaß-Lothringen spielte sich ein Emanzipationskampf der Schule von der Kirche ab. Daher die wärmenden „Hirtenbriefe“ der Bischöfe, daher auch die Schmärgen der ultramontanen Presse. Die „Germ.“ schreibt denn auch bereits, die Regierung sei eifrig am Werk, „dem Lehrerdiktatorismus durch die Entfernung der geistlichen Schulaufsicht und des Einflusses der Kirche auf die Erziehung der Kinder eine Gasse zu bahnen.“ Und sie erinnert warnend an die „französischen Schulzustände.“

So weit liegen die Dinge in den Reichsländern wie überall in deutschen Länden. Alles, was in der deutschen Lehrerschaft vorwärts strebt, was sich nicht damit begnügt, die materiellen Verhältnisse der Volksschullehrer zu verbessern, sondern was auf die Hebung des intellektuellen und moralischen Niveaus der breiten Volksmassen hinarbeitete,

das knirschte mit den Föhnen über die geistliche Annäherung und den geistlichen Einfluß in Dingen der Volksschule. Von v. d. R. sche! Das ist die Grundüberzeugung jedes Volksschullehrers, der kein Mittelstück ist, ganz abgesehen von seiner konfessionellen Stellung. Erst wenn die Volksschule auf eigenen Füßen steht, wenn sie nach ihren eigenen Bedürfnissen von Fachleuten geleitet wird und nicht mehr auf kirchliche Wünsche Rücksicht zu nehmen braucht, kann sie auch ihre volle Leistungsfähigkeit entfalten. Aber sie wurde bisher von der Staatsgewalt immer wieder in ihrem Lauf gehemmt und der Kirche zwangsweise unterworfen. Man mag beim Kultusminister v. Zedlitz anfangen, der einfach die Schule als dienendes Glied der Kirche ansahen wollte, und über seine Nachfolger weitergehen bis zu Herrn Kroll zu Solz; überall findet man den Versuch, die Volksschule völlig der geistlichen Diktatur zu unterstellen. Und wie in Preußen, so war es mehr oder weniger auch in den übrigen Bundesstaaten. Von einer völligen Trennung der Schule von der Kirche ist nirgends die Rede; nicht einmal in den Hanfsaßländen, die sich mit Vorliebe „frei“ nennen.

Wir sind auch nicht der Meinung, daß man die jetzige Kundgebung der reichsländischen Regierung überschätzen dürfe. Es kommt dabei wohl in Betracht, daß Herr Benzler den „Kultus der Erinnerung“ allzu offenkundig begünstigt hat. Vieß er doch erklären, daß die katholische Kirche „das Opfer der Würde aus Dankbarkeit, die den einzelnen wie die Nation ehre“, niemals fordern werde. Auch wird ja äußerlich an der Berufschichtung der Volksschule durch den reichsländischen Klerus nichts geändert. Aber es ist doch so etwas wie die Verheißung eines neuen Kurzes, daß die kirchlichen Liebesdienste von der reichsländischen Regierung mit aller Schwärze zurückgewiesen werden. Die Kirche hatte mit ihren eigenen Kirchhofsstaubden, mit plumpen Kanzeläußerungen, mit Reibereien zwischen Pfarrern und Lehrern den Bogen überpannt. Sie zeigte allzu deutlich, daß sie weder die Andersgläubigen respektierte noch die staatliche Autorität gelten ließ. Da hielt es denn der Staatssekretär Jörn v. Bulach doch für angemessen, der geistlichen Überhebung ein Halt zuzurufen. Aus antisittlichen Beweggründen ist das Protestschreiben des Staatssekretärs gewiß nicht hervorgegangen; er steht dem Liberalismus fern und wird schon als Bruder des Straßburger Weihbischofs sich nur schwer zu diesem entscheidenden Schritt entschlossen haben. Um so härter muß freilich der reichsländische Klerus von dem Protestschreiben des Staatssekretärs getroffen werden. Man wird auch nur wünschen können, daß diese jetzt eingeschlagene Richtung konsequent innewegehalten wird. Es muß zur endgültigen Befreiung der Volksschule von den kirchlichen Fesseln führen.

Die Antwort Bischof Benzlers.

Metz, 5. Januar. (Telegramm.) Auf das Schreiben des Staatssekretärs Jörn v. Bulach an die Bischöfe von Straßburg und Metz bringt die „Vorh.“ Nachnahme folgendes Antwortschreiben des Metz Bischofs Willibrod: „Gew. Exzellenz erwidere ich auf das gütige Schreiben vom 1. d. M. ganz ergebe, daß ich die vorliegende Nummer des „Schulfreundes“ an die Pariser meiner Diözese gesandt und sie erludt habe, von derselben Kenntnis zu nehmen und dieselbe alsdann den Lehrern ihrer Gemeinden auszustellen. Ich erachte es als ein Recht, beziehungsweise eine Pflicht meines oberkirchlichen Amtes, die katholischen Lehrer meiner Diözese auf die religiöse Seite des Eintritts in den Allgemeinen deutschen Lehrerverein aufmerksam zu machen. Eine

Erteilung von Verhaltensmaßregeln an die Lehrer lag mir dabei selbstverständlich fern und noch mehr ein Einwirk in die kirchlichen Angelegenisse. Wenn Gew. Exzellenz es für angezeigt halten, das Schreiben zu veröffentlichen, so bin ich bereit, auch diese Antwort der Öffentlichkeit zu übergeben.“

Fallières' Schweizerreise.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

Z. Paris, 5. Januar.

Die Meldung einer Schweizer Zeitung, Präsident Fallières würde in diesem Jahre einen Besuch in der Schweiz machen, wird halb offiziell bestätigt. Der Sekretär des Elßaß Romanden, hat zugegeben, daß diese Reise für den August oder den September geplant werde. Wahrscheinlich würde der Zeitpunkt mit der 50jährigen Gedächtnisfeier der Westergreifung Savoyens zusammenfallen. Der „Radikal“ macht darauf aufmerksam, daß bisher noch niemals der Präsident der französischen Republik mit dem Präsidenten der Schweiz zusammengekommen ist, und daß dies um so auffälliger erscheint, als Frankreich und die Schweiz die beiden einzigen Republiken Europas sind, die miteinander die freundschaftlichen und nachbarlichsten Beziehungen unterhalten.

Das russische Intendanturpanama.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

X. Petersburg, 5. Januar.

„Nielsch“ meldet heute aus St. Petersburg, daß der Oberst v. Giers, ein naher Verwandter Stolypins, verhaftet und unter starker Bedeckung nach Moskau gebracht worden ist. Giers war früher Korpsintendant und wird verhaftet, die Krone im Verlauf von zwei Jahren um etwa eine Million Mark geschädigt zu haben. Außer ihm wurden noch eine ganze Reihe niedriger Intendanten verhaftet, die nur herunterstufende unterzogen wurden. Man rechnet damit, daß infolge der vom Senator Garin vorgebrachten Revisionen noch eine große Anzahl von Verhaftungen schuldiger Intendanten vorzunehmen, auch in anderen Reichsteilen, erfolgen werden. Der S. d. R. der sich dieser so lebenslustigen Beamtenkategorie bemächtigt hat, ist unbefehlbar.

Die Tories und die deutsche Gefahr.

Der Führer der bisherigen konservativen Unterhauseopposition, Herr Balfour, der sich schon öfter dem Vorwurf hat gefallen lassen müssen, daß er es meisterhaft verstände, laut und warm aus einem Munde zu bläuen, hat diese Kunst soeben in einer Rede aus dem Hause geübt. In einer Rede in Genen, in der er sich über Englands Seemachtentwicklung verbreitete, sagte er, wie uns der Drahm meldet, folgendes:

Ich bin ein großer Bewunderer Deutschlands, dem die Welt großen Dank schuldet für seine Arbeiten auf wissenschaftlichen Gebieten. Wir haben in manchen Beziehungen viel von Deutschland zu lernen, besonders die Art, wie es den Tatsachen die Stimm bietet. Wenn man die Staatsmänner und Diplomaten kleinerer Mächte befragt, so wird man durchweg die Meinung hören, daß ein Zusammenstoß zwischen uns und Deutschland früher oder später unvermeidlich ist. Ich stimme ihrer Ansicht nicht zu, aber es ist ihre Meinung, und sie sind zu dem Schluß gekommen, daß nichts uns anzufrachten könne, unsere Lage zu erkennen, und daß es deshalb unfer Schicksal sei, in einem großen Kampf zu unterliegen. Was die Veranlassung zu diesem Kampfe geben werde, könne niemand voraussehen bei einem Lande, welches den Tatsachen ins Auge blickt, wenig spricht und viel handelt. So

Ferdinand Kürnberger.

Von Kurt Aram.

[Nachdruck verboten.]

Nun ist auch Ferdinand Kürnberger, der große deutsch-diterreichische Publizist, glücklich dreißig Jahre tot und die Karriere seiner Werke damit vorbei. Es soll sich ausweisen, ob sie die Kraft haben, zu neuem Leben zu erwachen, während der, der sie schrieb, längst Staub und Asche wurde. So fanden sich denn vor einiger Zeit eine Anzahl von Verehrern dieses Mannes und seines Lebenswertes, das zum guten Teil dem Tag, nämlich der Zeitung, galt, aber den Tag zu überdauern verdient, zusammen und erließen einen Aufruf — ich gehörte auch dazu — um sich und den Namen dieses Toten ein fest zu feiern, nämlich eine würdige Ausgabe seiner Werke zu veranstalten. O. E. Deutsch unternimmt es, diese Ausgabe herauszugeben, und der Verlag von Georg Müller in München hat soeben ihren ersten Band, die „Siegelringe“, erscheinen lassen.

Dieser Ferdinand Kürnberger wurde am 3. Juli 1821 in Wien geboren als Sohn armer Eltern, der sich mühsam durchzuklagen hatte. Er studierte in Wien Philosophie, wurde Juralist, mußte sich nach 1848 für einige Zeit nach Deutschland beziehen, ging dann wieder nach Wien, lebte seit 1877 in Graz und starb am 14. Oktober 1879 in München. In Deutschland war sein Name einige Zeit bekannter als in Oesterreich. Das hing einmal damit zusammen, daß sein Roman „Der Amerika-Räuber“ durch Reclam starke Verbreitung fand. Vor allem wohl aber auch damit, daß sein oesterreichischer Schriftsteller seinestzeit so wie er Bismarck verehete und wie Kürnberger den 70er Krieg und die Einigung Deutschlands mit so hohen und starkem Pathos der Feder begleitete. Als er Karls Frenzels „Deutsche Kämpfe“ las, fiel es ihm selbst auf, daß der „mitfühlende Berliner“ eigentlich ruhiger und maßvoller war als er. Er erklärte das so: „Der Berliner sah marschieren; seine größte und beste Satisfaction gab ihm das Schauspiel seiner Umgebung selbst. Der Wiener lag an der Kette. Alles und alles, was er empfand, mußte ihm seine Feder allein leisten!“ Kürnberger war fern von Preußen. Er hat es nie betreten, so viel ich weiß. So sah er nur seine Vorzüge, und

er sah sie mit dem scharfen Auge einer Mutter, die bestrebt ist, ihrem ungezogenen Liebling — das ist für Kürnberger Oesterreich — ein Vorbild zu geben. Tacitus verfuhr mit den Deutschen den Römern gegenüber genau so. Diese Erziehungslehre ist altväterlich, altmodisch, ungeschickt, aber Preußen kam gut dabei weg, und das konnte den Preußen nur um so angenehmer sein, je seltener es ihnen passiert.

Mit der Zeit jedoch vergaßen die Preußen ihren Treitschke in Wien genau so wie die Oesterreicher ihren strahlenden Tacitus. Die „Siegelringe“ wollen beide wieder an ihn erinnern.

Den Titel für diese seine politischen und kirchlichen d. h. antiklerikalen Feuilletons motiviert Kürnberger selbst so: „Geringer Umfang, niedlich und handlich in der Form, der räumlichen Ausdehnung nach vielleicht die kleinsten unter den Kunstwerken in Prosa, drücken sie der entfliehenden Erscheinung des Augenblickes ein scharf geschnittenes Gepräge auf, so daß jedermann sagt: das ist das Siegel dieses Mannes und keines anderen Mannes.“ Gegen den Einwand, er habe mit diesem Titel zugleich etwas besonders Kostbares und Wertvolles bezeichnet, also seiner Titelteil Futter geben wollen, verwarft sich Kürnberger ausdrücklich: „Ein Siegelring dient zunächst doch nur zum Siegeln, wozu er einzig die Eigenschaft der Festigkeit braucht! Der Stoff dagegen bedingt keinerlei hoffärtige Luxusgedanken und steht es jeden frei, auch an Kupfer, Eisen, Zink und andere beschreibende Stoffe zu denken.“

Über ein Jahrzehnt osterreichischer und deutscher Geschichte, und zwar vom Jahre 1866 an, also gewiß ein bewegtes Jahrzehnt, begleitet Kürnberger hier kritzierend, reflektierend, polemisierend, aber zugleich immer getaltend, nie bloß negierend unter dem Strich seiner Zeitung, und zwar hauptsächlich im „Neuen Wiener Tagblatt“, dem „Korrespondenten“, der „Neuen Freien Presse“ und der „Berliner Vorlesungszeitung“. Was diese Arbeiten uns so lieb und so lesenswert macht, ist die tiefe Bildung, die glänzende Diktion (nicht im Sinne der „Brillanten“-Liebe des modernen Schmod, sondern im Sinne des Stillsten von Bedeutung, dessen Persönlichkeit sich den Stil bildet, der ihr vollkommener Ausdruck ist, und so immer eine glänzende Diktion abgibt, wenn die Persönlichkeit danach ist) und das heiße Feuer dieser durch und durch männlichen Seele. In Augenblicken des Liebeschwangs und

bei einem Vorgang von historischem Rang erzielt er eine fast Schillerische Art des Ausdrucks. Dann wieder eine einfache, präzise, um und um wählende Verstandesprosa, die an Lessing gemahnt. Und in Stunden der Depression und der Verzweiflung läuft ihm die Galle über und gerinnt zu einer Ironie, wie sie Swift vereinzelt hat. Ein fester, ganzer Mann, dem das Gefühl auch das Danaergeficht gab, was sie allen bedeutenden Menschen, auch denen des Journalismus, in die Wiege legt: die innere Einmitleid. „Melancholische Erfahrungen haben gemacht, daß ich nur noch jene gewählte Gesellschaft liebe, die man die Einmitleid nennt.“ Und zuweilen scheint es mir, als läge gerade in diesem Danaergeficht die Erklärung für die langanhaltende Melancholie solcher Menschenstimmern. Der Alltag behältt diesen Glauben. Wo Menschen in ihren Gütern zahlreich und liebevoll beieinander wohnen, werden die Stimmen leise, morbider. Sie fangen, wie man das in meiner Heimat nennt, zu „nuscheln“ an. Jeder weiß ja sowieso vom andern, was er zu sagen hat. Es werfen sich nur noch Gefährdungen zu und als diese nur im Flüsteren. Der Grämde aber reibt in sich hinein, und dann bricht es plötzlich laut und tosend aus der übervollen Brust und verhallt nicht mehr so bald. Denken wir an Lessing, als sich jener furchterliche Schrei seiner einsamen Brust entrag, jener erste Brief nach dem Tode seines einzigen Kindes, ein Schrei, der noch Jahrhunderte durch die Welt schallen wird. Denken wir an Nietzsche, als er in Eils Maria sah. Etwas von diesem Organ des Vereinigten hat auch Ferdinand Kürnberger. Immer wieder finde ich es in seinen Schriften, und wo ich es finde, erschüttert es. Vielleicht ist das die wahre Erklärung für die alte Whythe vom „parisischen Schreden“.

Befonders aktuell sind die „Siegelringe“ in ihren kirchlichen Aufsätzen, denn sie wenden sich mit einer abendlichen Schärfe des Intellekts und einer ethischen Wucht gegen alles kirchliche, daß man sich auch heute noch, wo kirchlich genau so Trumpf ist wie vor dreißig und mehr Jahren, eine Wirtung davon versprechen darf.

Da ist zum Beispiel in einem Aufsatz: „Auf den Ruinen“ ein Passus über das Eingreifen des Klerus in die Zivilhe: „Da geht der Erzbischof von Limburg ländlich fittlich hin und streicht aus dem Matrifelsbuch zu Kronstijn und Keutichin ungenierter Zivilen aus. Es ist, wie wenn mir jemand